

Kadettenroman. Zu Karl Tschuppiks „Ein Sohn aus gutem Hause“.

Von Ute Eisinger • erschienen vor/bis 2016 auf „Fixpoetry“ • durchgesehen VIII|2021

Kein Geringerer als Joseph Roth charakterisierte seinen Freund, den Journalisten Karl Tschuppik, dessen einziger Roman in der Reihe „Revisited“ im Wiener Milena-Verlag kürzlich neuerlich aufgelegt worden ist, als den wahren Österreicher schlechthin:

„ein Athener von Geist, ein Phäake auch mit kultiviertem Gaumen –, der einzige Erbe des orientalischen, griechisch-römischen, christlichen und deutsch-abendländischen Reichtums von slawischen Gaben genährt und diese Gaben den Spendern zurückgebend.“

In der Tat muss der 1878 in Böhmen geborene Journalist als typischer Österreicher gelten: Zu Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie war der 42-Jährige seit längerem Chefredakteur einer der größten Zeitungen des Reichs, des „Prager Tagblatts“, in der Ersten Republik Österreich kam er beim „Neuen Wiener Tagblatt“ unter und wurde 1923-1926 Chefredakteur der ersten Regenbogenpresse Österreichs, der besonders von Karl Kraus in der „Fackel“ heftig umkämpften „Die Stunde“. Diese Blatt gehörte dem ungarischen Unternehmer Imre Békessy, dem ersten kapitalistischen Zeitungsmogul Österreichs, der mit mehr Bildern als Texten und mehr Klatsch und Tratsch als Bericht und Analyse ein Massenmedium betrieb und als Erfinder des „Revolverjournalismus“ galt, bis er, auch finanziell verspekuliert, 1926 weichen musste – desgleichen sein Chefredakteur Tschuppik, der mit seiner Frau nach Berlin zog, wo es schon eine regelrechte Kolonie an Auslandsösterreichern gab. Der Fall ist zeitungsgeschichtlich noch nicht ganz erforscht, offensichtlich hat keiner der Beteiligten gewusst, in die Höhle welches Löwen er geraten war. Denn unter Tschuppik arbeiteten weitere seriöse Schriftsteller für die vorgeblich fortschrittliche und vorurteilsfreie, sozialdemokratisch ausgerichtete „Stunde“: Anton Kuh, Egon Friedell, Franz Blei und Samuel, amerikanisch „Billy“, Wilder.

Tschuppik, mit Ödön von Horvath und Joseph Roth befreundet, war mit vielen Entscheidungsträgern der Jahrhundertwende bekannt und trat in seinem letzten Lebensjahrzehnt als Verfasser historischer Sachbücher über Persönlichkeiten der österreichischen Geschichte hervor. In den Jahren zwischen Justizpalastbrand und Machtergreifung Hitlers, in denen auch die Werke Joseph Roths und Hermann Brochs entstanden, nicht zu vergessen die des Ungarn aus Siebenbürgen Miklós Bánffy. Er hat zu jenen Wiener Originalen gehört, von denen man in „Graf-Bobbi-und-Graf-Rudi-Witzen“ bis in meine Kindheit Anekdoten kolportierte und die, bis zur Extravaganz elegant, mit ihresgleichen auf der Kärntner Straße zu flanieren pflegten. Kurz vor seinem Tod 1937 in

Wien – 1933 musste Tschuppik vor Hitler wieder zurück – erschien sein einziger Roman „Ein Sohn aus gutem Hause“ bei einem Amsterdamer Verlag, denn als Antinationalist hatte Tschuppik – mehr wegen seiner pro-österreichischen Einstellung als wegen seiner jüdischen Gattin, die später im KZ ermordet werden sollte – im mit Dollfuß „überhitlernden“ Ständestaat Österreich ebensowenig publizieren dürfen wie im nationalsozialistischen Deutschland.

„Ein Sohn aus gutem Hause“ erzählt die seelische Entwicklung des höheren Wiener Beamtensohns Baron Max d'Adorno während der prägenden Jugendjahre. Als er 12 ist, muss seine Mutter wegen einer Affäre mit einem Prominenten das Haus verlassen. Max und seine jüngere Schwester Lucy dürfen von einem Tag auf den anderen keinen Kontakt mehr zu ihr unterhalten, der Vater erwähnt sie nie mehr. Der Roman endet mit dem Weltkrieg, in welchen sich der Kavallerieschüler in Mährisch-Weißkirchen, noch nicht ganz 18, freiwillig melden wird.

Aus der Konstellation geht bereits hervor, dass dieses Biografie Familien- und Staatsgeschichte bestimmen: Wie die Kindheit durch die Verbannung der Mutter gekappt wird, beendet die Staatspolitik die Pubertät des Sohns. Das „gute Haus“ aus dem Titel ist demnach das Zuchthaus, in dem Tschuppiks Generation aufgewachsen ist: In der Tyrannei des Althergebrachten erwachsen, dabei empfindlich und hellhörig geworden, um in der Zwischenkriegszeit auch noch den Einmarsch der Tyranneien des Faschismus und Stalinismus mitzuerleben.

Mit einer liebevollen Akribie zum Genius Loci erzählt Tschuppik des Erlebnisse des jungen Max in Wien, Prag und Mähren. Er nennt Plätze, Gassen und bestimmte Häuser mit Namen, wobei der Lack der melancholischen Geschichtsbetrachtung, den er aufträgt, an Joseph Roth erinnert: „Die Festungen Österreichs sind einander ähnlich, wie die Söhne eines Hauses. Das Haus Habsburg drückte diesen Geschöpfen seiner Herrschaft und Verteidigung eigene Wesenszüge auf <...>.“ Das gute Haus meint nicht nur das Vaterhaus, sondern das Kaiserhaus wie auch das Ancien régime ganz allgemein. Der Vielwesser, Anekdotenerzähler und beliebte Unterhalter Tschuppik war allerdings kein Romancier, wenn auch manche Kritiker an seinem versuchten Adoleszenzroman eine „literarische Qualität“ feststellen wollen. Zwar konnte er so gut erzählen wie in unserer Generation in Europa nur mehr Rumänen und Portugiesen – zu einer Zeit, als das Geschichtenerzählen gerade von der Filmindustrie aufgesogen wurde. Man hat in den Goldenen Zwanzigerjahren fiktive Biografien noch erzählt, als ob selbst erlebt. So mancher Heimatlose, weiterfahren und frei an Fantasie, bezauberte andere Heimatlose mit seinen Geschichten aus verlorenen Gefilden – die beste Zeit für Schwindler und Hochstapler, Flunkerkönige und Identitätenjongleure. So hat auch Zeitungsmann Tschuppik Schicksale und Gerüchte anderer benutzt, um aus dem Hörensagen gute Geschichten zu

konstruieren, nicht anders als er von Berufs wegen verleumderische Sensationen basteln ließ. Als Chefredakteur der „Stunde“ wurde Tschuppik immerhin der üblen Hetzkampagne gegen seinen Widersacher beschuldigt, den Chefredakteur der „Arbeiterzeitung“ Friedrich Austerlitz. Die „Stunde“ hatte die unsittliche Belästigung von Kindern durch einen Herrn berichtet, dessen Aussehen einer Personsbeschreibung des Kontrahenten entsprach. Freilich wurde er im folgenden Prozess freigesprochen.

In der „journalistischen“ Erzählprosa Tschuppiks fällt die Unausgewogenheit zwischen Gefühltem und Gewussten auf. Dazu kommt die Uneindeutigkeit, ob der auktoriale Erzähler nun hinter dem Protagonisten stehe oder nicht. Einige Stimmungsbilder wirken schablonenhaft wie das Wien der Kinderbuchautorin Eva Ibbotson – v.a. die, in denen es um die Liebe geht und der Autor das Verhalten der Hauptperson meint rechtfertigen zu müssen.

„Ein Sohn aus gutem Hause“ stellt das Gefühlsleben eines jungen Mannes in seinen Grenzen und samt allen Ratlosigkeit dar. Tschuppik gibt den Helden Max d'Adorno – zu seinem Schutz – als naiv aus, damit ihm seine Homosexualität nicht zum Nachteil gereiche – ein journalistisches, kein zweckfrei literarisches Vorgehen.

Als typischer Vertreter seiner Epoche und seines Standes wird die Hauptfigur mit ihren Gefühlen und Fragen alleingelassen. Die Eltern haben die Erziehung an Fräuleins und strenge Ausbilder abgegeben. Der entfernt verwandte pensionierte Rittmeister, zu dem der Wiener Bub nach Prag geschickt wird, ein alter Junggeselle, der von Kindern keine Ahnung hat, ist froh, als ein älterer Schulkamerad sich des Gymnasiasten annimmt. Worin diese Zuneigung besteht, wird dem Leser bald klarer, als der Erzähler haben will...

Tschuppik kann nicht souverän mit dem Stoff umgehen. In Anbetracht der festen Worte, mit denen 1924 Joseph Roth im II. Kapitel des Fortsetzungsromans „Das Spinnennetz“ sexuelle Nötigung (des Hauslehrers Lohse durch den Prinzen Heinrich) schildert, der unverblühten Art, wie 1929 Alfred Döblin Homosexualität im Kleinkriminellenmilieu verarbeitet und sie 1931 Leontine Sagan erfolgreich im Film „Mädchen in Uniform“ behandelt, offenbart seine verschämte Zweispältigkeit hier Tschuppiks Zugeständnis an den prüden Geschmack der Wiener Masse, dem der Zeitungsmann offenbar entgegenkommt. Leider gehen sowohl die FAZ, wo am 13.05.1978 die Neuauflage des Romans zu Tschuppiks 100. Geburtstag bei Styria besprochen wurde, als auch Stefan Gmünder, der die jüngste Ausgabe im „Standard“ rezensiert, Tschuppik auf den Leim. Sie bemerken diese Schlagseite oder den unverdauten inneren Widerspruch nicht, der den „Roman“ als künstlerische Hervorbringung vereitelt. Die Regisseurin Karin Brandauer hat sich dem Dilemma schon 1988 gestellt, als sie „Ein Sohn aus gutem Hause“ als „Jugenddrama <verführt durch> homophilen Mitschüler“ verfilmte, zur selben Zeit, als ihr Gatte Klaus Maria in Szábos Verfilmung den „Oberst Redl“ gab.

Über den älteren Prager Freund gelangt bei Tschuppik nämlich Protagonist Max an den historischen Gönner vieler schöner Jünglinge, Oberst Redl. Der Erzähler macht uns weis: gänzlich unwissend. Sowohl sein Onkel als vor allem der Vater brechen, nachdem die Affäre um den Doppelspion aufgedeckt wird und die Polizei dessen Umgang durchleuchtet, über Max den Stab. Dass das „Laster“ weder beim Namen genannt noch Max darauf angesprochen wird, wie er denn in die ganze Sache hineingeschlittert sei, verstand sich dem Kodex der Zeit entsprechend von selbst, sodass der Protagonist auch keine Klarheit erwarten konnte. Schließlich wurde die Romanfigur unter Drogen gesetzt, sodass Max es so empfindet, „dass an ihm, in sein Inneres und an seinem Körper, ein Einbruch verübt worden sei.“

In Wirklichkeit wussten die Behörden von Redls sexuellen Neigungen. Nach Bekanntwerden des Skandals 1913 behauptete ein Abgeordneter, „jeder Kellner“ hätte über Redls Homosexualität Bescheid gewusst. Offiziell allerdings hieß es, „normal veranlagten Menschen“ fehlte der „Blick für die Welt der Homosexuellen“ – gemäß der Rechtssituation, die bis zu fünf Jahre Gefängnis für gleichgeschlechtliche Handlungen vorsah. Dass vorher niemand gegen Redl vorgegangen war, hing mehr mit dessen Machtposition als Vize-Chef des österreich-ungarischen Nachrichtendienstes und Stabschef des 8. Korps in Prag zusammen. Kein Untergebener hätte den Oberst angezeigt, nenne man das Duckmäsertum oder Kameradschaftsgeist, schlechtes Gewissen oder Filz des Systems.

Dem Vorwurf der Homosexualität, der Max unausgesprochen vom Vater entgegengebracht wird, folgt die seltsame Erleichterung auf den Fuß, die die Familie bei Durchsickern seiner Affären mit der Tänzerin Bibi und der Offiziersgattin Frau Barco an den Tag legt. Auch fällt auf – v.a. das tut der literarischen Qualität der Erzählung Abbruch –, dass Tschuppiks einziges Adjektiv beim Beschreiben positiver Männerfiguren – denn Frauen kommen im Kadettenleben kaum vor – „schlank“ lautet: wie schlank der Körper in der Uniform stecke, dass Bibi wie ein Bub gebaut sei und Frau Rittmeister Barco aus der Ferne in ihrer Schlankheit wie ein männlicher Reiter wirke. Max' bester Freund Minquiz hat einen „ebenmäßig gewachsenen, gestählten Gliederbau, der nach Seeluft und Äpfeln roch.“ So beschreibt Tschuppik den Körper, als der Kadett, aufgewühlt von der Liebe zu Frau Barco, es nicht allein im Bett aushält und zum anderen schlüpft. Und „Minquiz fühlte, dass er seinen kleinen Freund, für den er mehr Zärtlichkeit empfand als für jede Frau, wieder ganz gewonnen hatte.“ Die Stelle ist vor lauter Diskretion umständlich und langatmig formuliert, der Erzähler unterscheidet nicht zwischen Kindlich- und Männlichkeit, Unschuld und Bewusstsein, sondern mutmaßt unentschlossen über seinen Protagonisten: „Er war vielleicht zu unerfahren, als dass er hätte wissen können, es gäbe Sympathien des Denkens, die vom Körper absehen. <...>“. Tschuppik schützt seinen Helden, indem er ihm die Narrenkappe der Naivität aufsetzt – dabei hatten die beteiligten Burschen längst haarige Beine und waren sich bewusst, bei den Affären mit Offiziersgattinnen ihren Lehrern Hörnern aufzusetzen – und alle Beteiligten es vorzogen zu schweigen. Die Liebe

unter Gleichgeschlechtlichen, die zum Kloster- und Kasernenleben gehört, war in dieser Atmosphäre verletzten Stolzes und gebrochener Untergebenheit das echtere Gefühl, doch umso verpönter.

In diesem Sinne nimmt Biografie-Kommentierer Tschuppik seinen Protagonisten in Schutz: „Es gehörte zu Maxens Natur, von der Gabe der Selbstbeobachtung unbelastet zu sein. Er war naiv. Er genoss <nach dem ersten, bis auf die Erwähnung zweier Morgenmäntel ausgesparten Sex mit seinem Mädchen> die Heiterkeit seiner Sinne, die Helligkeit des Gehirns, in dessen unbewölktem Spiegel plötzlich alles klar, einfach und selbstverständlich erschien, ohne sich darüber Gedanken zu machen, dass ihm dieses Glück Bibi geschenkt hatte.“ In der Tat erinnert Max nur von Weitem an Hofmannsthals Lord Chandos, der über seine Unfähigkeit, Gefühle sprachlich zu artikulieren, verzweifelt. Max' einziger Freund Minquiz – vielleicht ein konstruiertes Ich; der unübliche Name könnte „Wer bin ich?“ fragen – steht zwar zur Verfügung, wird allerdings, im Gegensatz zum feinfühligem Helden, als unbeschwert-kerniger, lebensstüchtiger und charmanter Sinnesmensch hingestellt. Gerade vom krassen Gegensatz zwischen eigener Empfindung und dem Desinteresse aller beteiligten Bemäntler – ob schuldig oder nur den Eklat befürchtend – bekommt der Leser einen Eindruck davon, was es heißt, in der Vor-Freudianischen Belle Epoque aufgewachsen zu sein, wo von wissenden Blicken begleitetes Schweigen, Vertuschen und verschwörerisches Tuscheln die Verbreitung der Lebenslügen voranbrachten und kritisches Denken, Urteilen und Aussprechen als Verstöße gegen die Ordnung geahndet wurden.

Während Roth uns im „Radetzkmarsch“ sehr fein mehrere Trotta-Generationen in ihren Einsamkeiten zeigt, führt Tschuppiks Kurzroman mit Max nur eine Person aus – wie Robert Musil in den „Verwirrungen des Zöglings Törless“ lang davor (1906).

Da wie dort herrscht Unverständnis zwischen kaisertreuen Vätern und im Industriezeitalter erwachsenden Söhnen, denen man das Althergebrachte befahl, während das Neue mit Verachtung gestraft wurde. Einmal gibt Tschuppik eine Unterhaltung von Max' Vater mit seiner Kartenspielrunde wieder, worin sich die Herren über die neumodische Erfindung einer Armbanduhr mokieren. Das erste Geschenk, das Max von Lucy, seiner Schwester, erhält, nachdem die über lange Zeit Getrennten erkannt haben, was sie aneinander haben, ist dann eine solche Armbanduhr.

Die Lektüre ist trotz ihrer konventionellen Machart eine Bereicherung, da einer/m etliche der Schauplätze und dazugehörigen Gepflogenheiten aus literarischen Werken bekannt vorkommen: So wächst als künftiger „Mann ohne Eigenschaften“ Max in einer Nussdorfer Villa wie aus einem Schnitzler-Stück auf, wird nach dem Skandal, den seine Mutter verursacht hat, an ein Prager Gymnasium abgeschoben, wie wir es aus Werfels „Abituriententag“ (1928) kennen und in weiterer Folge der Erziehung durch das k.u.k. Militär überantwortet, und zwar in der Kavallerieschule Mährisch-Weißkirchen, wo auch der

Prager René Rilke und der Klagenfurter Robert Musil für das Kriegshandwerk erzogen wurden.

Letztere haben die Literatur um selbsterfahrene Zöglingsromane bereichert, bei denen die Anstalt vergleichsweise nicht gut weggekommen ist: In „Die Turnstunde“ endet der Drill für eine empfindliche Seele tödlich, im „Törless“ quälen einige Schüler einen erpressten Kommilitonen mit sadistischen Perversionen. Nicht nur, dass Pädagogen und Erzieher davon nichts erfahren (wollen); selbst von den Lehrern seines Vertrauens wird ein Wissbegieriger wie Törless mit hilflosen Phrasen abgespeist. Antwort und Verantwortung fehlen, wie überhaupt eine echte Beziehung zwischen den Generationen, ganz, Autorität ist das Einzige, das die Gesellschaftspyramide zusammenhält.

Bei Tschuppik hingegen kommt die Schule gut weg: Einige von Max' Lehrern, sowohl am Döblinger (Piaristen-)Gymnasium als auch in Mährisch-Weißkirchen, nennt er namentlich, vermutlich bei ihren echten Namen. Einen Rittmeister Gallasch zitiert er an mehreren Stellen wörtlich – was „Ein Sohn aus gutem Hause“ letzten Endes eher als Erinnerungsbuch denn als Roman verstehen lässt. Im Unterschied zu den Erwachsenen aus Max' Verwandtschaft, die zu historischen Fragen betreffend der Entscheidungen des Kaiserhauses lieber keine Meinung, sondern Ausflüchte haben, ist Gallasch einer der wenigen couragierten Pädagogen, die sich um die jungen Männer bemühen.

Dieser Lehrbeauftragte für Militärgeschichte unternimmt mit seinen Schülern einen mehrtägigen Ausritt an die Schauplätze der Niederlage von Königgrätz/Sadowa und legt den jungen Herren die Fehler der militärischen Führer dar; mit dem Hinweis, er würde hier vom Lehrplan abweichen, glaube aber, dass die Analyse der falschen Entscheidungen der Vergangenheit im Interesse der kommenden Generation sei. Man darf annehmen, dass der Autor und nachmalige Historiker, als er selbst Schüler war, von diesem oder solchen Lehrern viel mitbekommen hat.

Zumindest Gallaschs Beurteilung der Niederlage Österreichs und seine spannende, anekdotische Erzählung von den Begleitumständen der Schlachten bei Sadowa, dem Todesstoß für die Vormacht der Habsburger in den deutschen Ländern, dürfte Tschuppik ganz geteilt haben, sonst würde er sie nicht seitenlang wiedergeben. In der Tat führte die Niederlage zum Aufstieg Preußens im Norddeutschen Bund und zu einer Todesfeindschaft mit den Franzosen, doch auf dem Rücken der Österreicher, die nach Königgrätz die Herrschaft in Italien aufgeben mussten. Außerdem ist als eines der für Tschuppik bezeichneten Bonmots der antideutsche Satz überliefert: „Hitler ist die Rache Österreichs für Sadowa!“ – analog zur französischen Kriegshetze gegen Deutschland „Revanche pour Sadowa!“.

Königgrätz i.e. die Niederlage gegen die Preußen bei Sadowa war ein österreichisches Trauma. Für Patrioten wie Tschuppik nahm der Untergang des Habsburgischen Vielvölkerstaats ab diesem Ereignis seinen Lauf.

Noch bevor Max die Zusammenhänge klar sind, erlebt er den Einzug in die Festungsmauern von Königgrätz wie einen bösen Traum, v.a. das Zusammentreffen der Kadetten mit einer Gruppe hier Inhaftierter, die zu allem Überdross auch noch die verschmutzten weißen Uniformen der 1866 unterlegenen österreichischen Infanterie tragen müssen, weil sie der Kaiser danach nicht mehr sehen wollte. Die Stelle assoziiert man mit Alexander Lernet-Holenias fantastischen Kriegserzählungen „Der Baron Bagge“, „Die Standarte“ und „Mars im Widder“ – kein Wunder, beide „Söhne aus gutem Hause“ beschäftigten sich als Militärhistoriker mit den verlorenen Kriegen und waren, nicht zuletzt als Trauzeugen von Ödön von Horvath, gut miteinander bekannt. (Der mit Lernet-Holenia jahrgangsgleiche Heimito von Doderer hatte erst nach Rückkehr aus der sibirischen Kriegsgefangenschaft Geschichte an der Universität studiert.)

Um noch einmal auf die fesselnde Passage (S.170-183) von der Exkursion der Kadetten nach Olmütz und Königgrätz zurückzukommen, bei der Rittmeister Gallasch die Kriegsschüler voller Leidenschaft auffordert: „Lernt aus diesem Unglück! Der Säbel allein macht nicht den Soldaten, seine beste Waffe ist das Gehirn!“ –, so sei daran erinnert, dass Kaiser Franz Joseph dem Oberbefehlshaber der Schlacht von Königgrätz, Benedek, den Eid abgenommen hatte, sich nie je über die Umstände der Niederlage zu äußern. Die Schande der Nation wurde in den Archiven begraben und „die Hüter der vaterländischen Gesinnung meinten, es sei patriotische Pflicht, die schwerste Demütigung Habsburgs, die Verjagung aus Deutschland, aus dem Bewusstsein der lebenden Generation zu löschen.“

Sein Vater, Großvater und Onkel hatten Max' Fragen abgeschmettert. Dagegen analysiert der gute Lehrer die Lage und vermittelt den Offiziersanwärtern: „Es gibt keine Besserung ohne Einsicht in die eigenen Fehler und Gebrechen.“